

Werner Kügel

G.Ohm-Fachhochschule, Nürnberg

ORDEN ODER GESELLSCHAFT?

Розглядаються особливості формування Квіткового Ордену як провідного барочного мовного товариства Німеччини; визначаються мовленнєві риси, що притаманні комунікації у межах Ордену.

Рассматриваются особенности формирования Цветочного Ордена как ведущего барочного общества Германии; определяются языковые черты, присущие коммуникации в пределах Ордена.

The features of forming Floral Order as a leading baroque linguistic society in Germany are regarded; speech peculiarities are determined, that inherent communications within the Order.

Der Pegnesische Blumenorden zu Nürnberg erscheint ein seltsamer Verein. Kaum jemand versteht «Orden» heute noch auf Anhieb richtig, da dieses Wort im modernen Sprachgebrauch so gut wie völlig auf religiöse Orden wie die Benediktiner beschränkt ist. Das Grimm'sche Wörterbuch verzeichnet noch: «(6) nach dem muster der geistlichen ritterorden wurden seit dem 13. und 14. jahrh. auch weltliche ritterorden (vgl. 7) und sodann in nachahmung derselben eine menge von gesellschaften und vereinen (orden) gestiftet, die verschiedene, in ihren statuten ausgesprochene zwecke verfolgten, z. b. die sprachgesellschaften des 17. jahrh. (der palmenorden, orden der Pegnitzschäfer, der Elbschwannorden u. s. w.), der illuminatenorden, freimaurerorden [13, s. 1319] u. a.; die geheime orden ... arten in gesellschaften aus, welche dem staat und der verfassung desselben nicht selten gefährlich werden. WEGELE gesch. d. univers. Würzburg 2, 448 (vom jahre 1795)». Zwar ist der Blumenorden heutzutage den einheimischen Nürnbergern trotz seiner vielfältigen Bemühungen so wenig bekannt, daß er, ohne es zu wollen, eine Geheimgesellschaft bildet, doch hat er sich nie zum Schaden des Staates oder der Verfassung betätigt. Wohl aber hatte er in der Zeit, in der «Gesellschaft» nicht mehr vorwiegend auf die Gesellen der Handwerksberufe angewendet wurde, sondern eine Fortentwicklung der Ständeordnung zu bezeichnen anfing, als Muster eines Zusammenschlusses zu gelten, den Bürgerliche zum Wohl ihres Gemeinwesens eingingen und, mehr oder weniger bewußt, als Modell eines künftigen republikanischen Staatswesens für ganz Deutschland ausbauten. Daher muß man nicht nur die im Pegnesischen Blumenorden gepflegte Sprache und Dichtung betrachten, sondern auch seine Satzungen.

In seiner grundlegenden Bibliographie der deutschen Literatur schrieb Karl Goedeke an der Stelle, an der er die Nürnberger des 17. Jahrhunderts aufführt, der Pegnesische Blumenorden sei in seiner ersten Zeit ja eigentlich keine Sprachgesellschaft, sondern ein Dichterkränzlein gewesen. Das wird man angesichts der Mitgliederliste und der Umgangsformen der ersten Pegnesen nicht bestreiten, wenn auch der Blumenorden nicht zuletzt mit spracherneuernden Zielen die Dichtung des 17. Jahrhunderts befruchtete. Weniger leicht ist hinzunehmen, daß für den Barockforscher diese Vereinigung nicht über das frühe 18. Jahrhundert hinaus einen Gegenstand bildet, andere Literaturgeschichtsschreiber, deren Fachgebiete in späterer Zeit liegen, aber auch nicht viel Kenntnis davon nehmen. Wenn eine solche Gesellschaft als einzige so lange weiterbesteht, dann liegt schon darin eine gewisse Einzigartigkeit, der man nachspüren sollte.

Es ist viel zu wenig bekannt, wie eng die Bestrebungen, eigenständige Literatur- und Sprachpflege zu treiben, bereits im 18. Jahrhundert mit Versuchen durchsetzt waren, die Wissenschaften allgemein, vornehmlich aber die Naturwissenschaften zu pflegen, und wie daraus Ansätze zur späteren erfolgreichen Industrialisierung der Stadt hervorgehen konnten. Der Blumenorden war nach Harsdörffers Tod eigentlich schon am Verlöschen, als der «Zweite Gründer», Sigmund von Birken, seine Bedeutung und seinen Mitgliederbestand wieder erhöhte. Pfarrer Martin Limburger konnte nach Birkens Tod darauf aufbauen, gewann aber Neumitglieder fast nur aus dem Umkreis der Altdorfer Universität hinzu. Professor Omeis erging es nach dem Tod Limburgers (1692) und nachfolgendem Interregnum auch nicht viel besser. Allerdings bewirkte er mit der ersten selbständigen Satzung von 1699 einen programmatischen Neuanfang, doch dieser wurde anscheinend nicht umgesetzt. Erst Christoph Fürer erntete den Erfolg — freilich nicht, ohne selbst nochmals ausgesät zu haben. Man sollte daher beiden gleichermaßen zubilligen, innerhalb der Spanne von zwanzig Jahren den dritten maßgeblichen Anlauf zur Festigung des Ordens getan zu haben, und das zu einer Zeit, in der vergleichbare Gesellschaften reihenweise eingingen.

Als die Pegnesen aufgehört hatten, gemeinsam «Schäfereien» zu verfassen, stellten sie jedenfalls kein Dichterkränzlein mehr dar. Der zweite Punkt der erwähnten Satzung ist ein Hinweis darauf, daß im Orden ein halbes Jahrhundert nach seiner Gründung die dichterische Produktion nachzulassen begann: Jedes Ordensmitglied wurde bei Strafe eines Talers dazu angehalten, wenigstens einmal im Jahr dem Orden etwas Selbstgedichtetes einzuschicken. An Werken, die von den damaligen, meist akademischen Mitgliedern über Dichtungstheorie, Sprachpflege, Mathematik und Gottesgelehrsamkeit veröffentlicht wurden, fehlte es dabei weniger. Unter Präses Omeis wollte man zwar noch auf die Literatur Einfluß nehmen, war aber unversehens eine Gelehrtengesellschaft geworden. Leider fiel es dieser Gruppe noch nicht ein, man könnte sich gerade dazu bekennen und den Orden entsprechend umstrukturieren.

In der Sprachpflege stand die Abkehr vom Überholten ebenfalls nicht unter einem guten Stern. Jedes Mitglied wird in Punkt 3 aufgefordert, sich neuer, unbekannter Wörter und «verworfenen Konstruktionen» zu enthalten. Das konnte Auswärtige nicht hindern, die Nürnberger weiterhin nach jener Epoche zu beurteilen, in der sie sich an Wortneubildungen versucht hatten. Eine zweite Quelle des Vorurteils: Es gab um 1700 zahlreiche und vielbelächelte Wortneuschöpfungen auf dem Gebiet religiösen Schrifttums, gerade bei den Pietisten; Birken und seine Ordensgenossen waren aber den Pietisten geneigt gewesen. [2, 107 ff.] Wenn Omeis nun die Sprachpflege am Gebrauch von «vornehmen» und «gelehrten» Leuten ausrichten wollte [3, 148 f.], erscheint diese Koppelung beinahe unzeitgemäß. Weniger die allmählich in gesellschaftlicher Hinsicht nach unten gedrängten Professoren, sondern die aristokratischen Kreise gaben um 1700 den Ton der guten Gesellschaft an – so dachten jedenfalls diejenigen Gelehrten, die «Galanten», die sich unter Nichtachtung ihrer «schulfüchsischen» Standesgenossen nach oben orientierten. Daß dabei mehr das Ausland als der Zustand der «guten Gesellschaft» in Deutschland Anlaß zur Nachahmung gab, sei beiläufig angemerkt.

Die Nürnberger jedoch ließen sich in ihrer Satzung von 1699 mehrere soziale Wahlmöglichkeiten offen: «In die Gesellschaft selbst soll man die, so es begehren, sowohl von hohem, als niederem Stande, Sie mögen gleich fremde oder einheimische seyn, und von der Gelehrsamkeit profession machen, oder doch die guten Künste und Wissenschaften hoch achten, insonderheit aufgeweckte und scharfsinnige Gemüther, die zumahl in oder nahe bey Nürnberg sich aufhalten, willig einnehmen». Es wird ansatzweise sichtbar, wie die Aufgeschlossenheit für Sprache und Dichtung bestehende Standesschranken einebnet, sofern nur die gemeinsame Voraussetzung einer gewissen Vorbildung erfüllt ist. Auch dies weist über bisherige Sprachgesellschaften hinaus; Gottsched

hat zwanzig Jahre später mit der «Deutschen Gesellschaft» in Leipzig ähnliches im Sinn gehabt.

Es war ein Glücksfall, daß sich 1708 ein mit wirklicher Autorität ausgestatteter Mann als Präses gewinnen ließ. Christoph VII. Fürer von Haimendorf auf Wolkersdorf war stark in die Belange der Stadtregierung verquickt, und zwar als Mitglied des «Aeltern Geheimen Rath», des eigentlichen Entscheidungsgremiums. Er wurde 1718 Zweiter Losunger und 1725 sogar Erster Losunger (oberster Herr über die städtischen Finanzen); nebenbei fungierte er noch als «Geheimbder Rath» des Mainzer Kurfürsten und anderer Reichsfürsten. Unter dem Vorsitz dieses Politikers wurde der Orden zur öffentlichen Angelegenheit. [1, 184 ff] Lilidor I. – so sein Ordensname – veranlaßte, was ein heutiger Vorstandsvorsitzender in ähnlicher Lage wohl auch in die Wege leiten würde: Er forderte erst einmal alle Mitglieder zu schriftlichen Vorschlägen auf, wie der Orden wieder zur Blüte gebracht werden könne. Andreas Ingolstätter-Poliander, der noch der zweiten Generation der Pegnesen um Birken zugehörte, war der rechte, seinem neuen Ordensoberhaupt die Anfänge des Ordens in Erinnerung zu rufen. Es ist nur seltsam, wie er gleich bereit war, die geschichtlichen Tatsachen von der Gründung so zurechtzufiltern, wie es dem hohen Herrn belieben sollte: «Hirbey werden Herrn Fürers hochadel.[ige] Herrl. [ichkeit] zu fragen seyn, ob Sie gut befinden, daß der Anfang der Gesellschaft vom S.[eligen] Herrn Harsdörffer hergeführt werde? nach welchen Entschluß die Wahl S. [einer] Hochadel. Herrl. möchte ausgeführet werden [6, CVI 3 c)»]. Dies erklärt sich vielleicht daraus, daß man die langen Zwischenräume zwischen den Amtszeiten der ersten Präsidis zum Vorwand hätte nehmen können, von Neugründung zu sprechen und dadurch den Blumenorden zu einer moderneren Angelegenheit zu machen. (Schließlich schriebe sich die Academie Française auch schon von 1635, wenn nicht nach dem Ende einer inaktiven Periode 1661 eine Neugründung erfolgt wäre.) Außerdem stand vielleicht Harsdörffer wegen einiger Disziplinarmaßnahmen, die gegen sein naiv-schöngeistiges Ungeschick in politischen Zusammenhängen ergriffen worden waren, bei seinen Standesgenossen nach wie vor nicht im höchsten Ansehen.

Als Schäfergesellschaft war der Orden eben dazu gegründet worden, daß man sich über angenehme Dinge in seiner Freizeit auch einmal von Mensch zu Mensch, sozusagen in naturnahen Verhältnissen, unterhalten könne. Gerade das kommt Poliander um 1710 nicht mehr tunlich vor. Man sehe sich nur einmal die reichlich überzogenen Anreden an! Damit ist aber die Hirtengesellschaft wesenlos geworden – und das in einer Reichsstadt, die eigentlich eine Republik darstellt. Es ist vor diesem Hintergrund höchst unerwartet und bemerkenswert, daß der neue Präses gerade den Freiraum so hervorhebt, den der Orden gewährt, allerdings nur zum Zweck gelehrter Gespräche. Lilidor sieht in seiner eigenen Denkschrift den Blumenorden schon als eine Nürnbergische Akademie. [5, CVI 3 a)] Dieser Gedanke wurde im Lauf der Geschichte noch mehrmals aufgegriffen und ist wohl einer der Ansporne, dem der Orden sein Überleben zu danken hat. Allerdings spielt die Dichtung nur noch eine Nebenrolle. Die Sprachpflege wird in einer Denkschrift von Erhard Reusch-Ergasto [7, CVI 3 g)] erwähnt, doch daraus wurde wenig, jedenfalls nicht das beabsichtigte Wörterbuch.

Nun steuerte alles auf eine neue Satzung zu, und 1716 ist sie im Druck erschienen. Punkt I. setzt in überlieferter Weise die Ehre Gottes voran. Christoph VII. Fürer hat, anteilig genommen, noch mehr Theologen zu Pegnesen gemacht, als es vorher schon geschehen war. Er ließ sich zwar poetische Werke zeigen, bevor er jemanden aufnahm, aber in den Schriftenverzeichnissen stehen hernach keine anderen Titel als Predigten, Kirchenlieder und theologische oder erbauliche Abhandlungen. Man sollte freilich die geistige Wandlung seit dem Ende des 17. Jahrhunderts nicht allzu gering veranschlagen. Auch Birken, sehr fromm, wenn auch kein Theologe, war zum Beispiel nicht mehr bereit gewesen, den Kometen von 1680 für einen göttlichen Aufruf zur Buße zu halten. Er nahm

an genauen Beobachtungen und Vermessungen teil, die von Burger-Asterio im Dezember dieses Jahres auf der eiskalten, zugigen Burgbastei mit einem großen Sextanten ausgeführt wurden, und schloß aus den von mehreren Orten gelieferten Daten, daß «... alles ein lauterer, natürliches Werk» sei. Theologie und Philosophie sind einander in Deutschland nicht von vorneherein feind. Die Pegnesen scheinen die Aufklärung also durchaus nicht verschlafen zu haben. Man sollte sich die erbaulichen Schriften der Prediger im Orden also ruhig einmal ansehen, wenn man Nürnbergs Geistesgeschichte schreiben will. In der Person des Georg Christoph Munz-Philodectes kann einer davon gefunden werden, der um 1730 mit seinem Eintreten für öffentliche anatomische Leichenzerlegungen und egalitäre Aspekte des Gemeinwohls durchaus auf der Höhe der Zeit war. Nur wußte man noch nicht recht, unter welchem Vorzeichen man die Dichtung weiterführen solle. Lange war es erklärtes Ziel gewesen, unter dem Zeichen des «meraviglia-Ideals», den Leser in Erstaunen, ja Verblüffung zu versetzen, und sei es durch «widrige Zusammenfügungen». Der Manierismus hatte von der zweiten Hälfte des sechzehnten bis weit über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hinaus die europäischen Intellektuellen fasziniert; nun war er auch in Nürnberg zu Ende gegangen.

Zu Lebzeiten des Präses Lilidor I. suchten mehrere Ordensmitglieder auf ihren Reisen die Bekanntschaft mit auswärtigen Gelehrten. In Frage kamen Literaten, die noch innerhalb der «galanten» Epoche eine Rolle spielten, sowie Vertreter des neuen, naturwissenschaftlichen Denkens. Herdegen-Amarantes und Johann Wilhelm Golling (Cleander II.) trafen in Hamburg zu unterschiedlichen Zeiten mit Erdmann Neumeister, Martin Richey und Johann Hübner zusammen. In Holland besuchte Golling den Philosophen Hemsterhuis und in Basel Johann Bernoulli aus der berühmten Mathematikerfamilie. Sein eigenes Forschungsgebiet war das Universalienproblem. Man sieht schon: Es hätte für eine wöchentliche Gelehrtenzusammenkunft nach den Vorstellungen Fürers eine Menge Anlässe zu guten Erörterungen unter gescheiten Leuten gegeben. Fürer jedoch war je länger desto weniger imstande, den Kristallisationspunkt derartiger Tätigkeit abzugeben. Er hatte mit seinen Ämtern so viel zu tun, daß er sich oft über ein Jahr lang nicht um den Blumenorden kümmern konnte. Als er 1732 im Alter von fast 69 Jahren starb, hatte er immerhin seine Nachfolge gut vorbereitet, denn der neue Präses Florando (Pfarrer Joachim Negelein) wurde noch im selben Jahr gewählt. Die Bedeutung des Ordens beruhte aber nurmehr auf der Bedeutung einzelner Mitglieder, die diese sich außerhalb des eigentlichen Ordenslebens errungen hatten, und nicht mehr auf der gemeinschaftlichen Tätigkeit des Ordens. Auch Herdegens kultur- und geistesgeschichtlich so bedeutsame Festschrift von 1744, die hier mehrmals zitiert wird, ist im wesentlichen als Einzelleistung zu sehen. Als innerhalb des Jahres 1750 Präses Negelein und sein berühmter Schriftführer Amarantes verstorben waren, einigten sich die Ordensräte nach langem Briefwechsel darauf, dem Altdorfer Professor Schwarz-Melander das Vorsteheramt anzutragen. Leider starb er schon im folgenden Jahr, und die Bemühungen gingen von vorne an.

Am 17. Oktober 1751 wendet sich der Schriftführer Schönleben an alle Mitglieder: «... 1) Unsre löbl. Societaet soll entweder in der lang-anhaltenden Inactivitaet bleiben, wie bißhero: so wird es so wenig schaden als nützen, ob sie ein Oberhaupt habe, oder wer dazu erkieset werde, wenn nur die Wahl unseren Statuten gemäß vollzogen wird 2) oder es soll dieser ruhige Körper mit Geist und Leben erfüllet und in die Bewegung gesezt werden und zwar durch den kräftigen Einfluß eines würdigen Oberhauptts, und da sind dann freylich vielerley Umstaende wohl zu überlegen. Wegen der Versicherung des Irrhayns, des im l. LandAllmos-Amt angelegten Capitals, der Gesellschafts-Casse und des Archivs darf man wohl unbesorgt schlafen, denn dies alles geht und dauert in seiner Richtigkeit ungehindert fort; der innere und moralische Zustand unsres BlumenOrdens entdeket mir einen andren Irrhayn... [8, CVIII, Faszikel 10, 108 k]». Das Präsidium ging schließlich an einen verhältnismäßig jungen Mann mit einem alten Namen über: Achtunddreißig Jahre war

Herr Anton Ulrich Fürer alt, als er 1751 in der Nachfolge seines Vaters Christoph dieses Amt antrat. Man dachte damals auch in solchen Dingen gerne dynastisch, und doch war die Zeit gekommen, zu bemerken, wie wenig sich in Wirklichkeit wiederholen läßt.

Ein großer Gewinn für den Orden war die 1751 erfolgte Aufnahme des Altdorfer Gelehrten Georg Andreas Will-Chelander, auch wenn sich sein Wirken für die erste Zeit nicht belegen läßt. Hingegen ist sein Hauptwerk bis heute jedem, der sich mit der Literaturgeschichte der Stadt abgibt, eine unentbehrliche Hilfe: Die «Bibliotheca Williana», ursprünglich das Verzeichnis seiner riesigen Sammlung alter Nürnberger Schriften, später zur vollständigen, kommentierten Bibliographie bis 1794 ausgebaut, und sein Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon stehen noch im Nürnberger Stadtarchiv am Egidienberg dem Forscher zur Einsicht zu Verfügung. Man darf vermuten, hier habe sich der Orden mithilfe seiner Archivalien und durch Auskünfte von Mitglied zu Mitglied mittelbar nützlich erwiesen.

Man hat einige Zeit lang nicht gewußt, ob überhaupt bis 1774 ein neuer Präses gewählt wurde. Akten darüber sowie über irgendwelche Zusammenkünfte sind nicht bekannt. Immerhin erwähnte Georg Wolfgang Panzer in seiner Jubiläumsrede von 1794, Reichel-Eusebius habe nach des jüngeren Fürer Ableben (1765) dafür gesorgt, daß die Gesellschaft nicht völlig einschlief, und sogar neue Mitglieder aufgenommen. Er nennt ihn sogar «Vorsteher», aber eine Wahl wird nicht erfolgt sein [4, 26 f]. Wäre der Orden gesund gewesen, hätten wir als Zeichen davon mindestens eine neue Satzung von, sagen wir, 1760. Das wäre in der Reichsstadt Nürnberg auf dem Boden des süddeutschen Protestantismus möglich gewesen – man hätte sich ja nicht gegen die eigene Tradition wenden müssen – wenn man nur den Anschluß an Bodmer und Breitinger in Zürich gesucht hätte. Aber das, was der Blumenorden in diesen Jahren versäumte, leistete einstweilen sein späteres Ehrenmitglied Christoph Martin Wieland.

Innerlich stimmte es schon lange nicht mehr, selbst wenn sich im Rahmen einer Dichtergesellschaft wie des Blumenordens noch lange die Fiktion hielt, man dichte aus der kleinen Gesellschaft der Hirten heraus für die weite Gesellschaft im Reich oder wenigstens für die Gelehrtenrepublik. Das neuzeitliche Subjekt fing an, sich in Gegensatz zu seiner Außenwelt zu stellen, um sich über seine individuelle Wesensart klar zu werden, seit das Rollenangebot der ständischen Organisation nicht mehr alle möglichen Bewußtseinsinhalte abdeckte. Für die Dichtkunst bedeutete das, daß man Themen behandeln wollte, ja mußte, für die es kaum Gattungsmuster und jedenfalls keine sicheren Abnehmer gab, und daß andererseits das Dichten in den vertrauten Geleisen immer schablonenhafter geriet und zur bloßen Kunstfertigkeit herabsank. Beispiele aus dem Orden gibt es viele: die als kostspielige Einzeldrucke veröffentlichten Gratulationsgedichte und «Leichcarmina». Und wer das Zurechtklügeln von Rollen- und Gelegenheitsgedichten hinter sich ließ, fand deshalb noch lange nicht zu überzeugenden neuen Formen, sondern goß oftmals neuen Wein in alte Schläuche. Bezeichnend dafür sind die empfindsamen Trauergedichte, die der Arzt und Ordensrat Conrad Wittwer-Chiron I. seinen jeweils im Kindbett gestorbenen Gemahlinnen schrieb – und vor dem Orden anscheinend geheimhielt! Der in einer literarischen Gesellschaft organisierte Privatdichter ist ein Unding, aber ebenso die privaten Anlässe für Gelegenheitsgedichte mit öffentlichem Charakter. So blieb den bewahrend gesinnten Dichtergemütern eigentlich nur das Gebiet der religiösen Meditation, um individuelle geistig-seelische Erfahrung mit herkömmlichen Themen, Formen und gesellschaftlicher Stellung zu vereinbaren. Und andere als am Herkommen hängende Gemüter fanden sich im Orden vorerst nicht zusammen. Was aus einem Gesichtspunkt, dem des geistesgeschichtlichen Fortschritts, als Klotz am Bein erscheint, nämlich das unbedingte, für Nürnberg bezeichnende Zusammenstehen von Kirche, Kultur und Regierung, das hätte aus dem Gesichtspunkt des literargeschichtlichen Fortschritts kein Hindernis darstellen müssen. Wie fromm war nicht Klopstock, der doch gerade zu dieser

Zeit daranging, ein Epos über — ausgerechnet — Jesus Christus zu schreiben! Auch die Pegnesen hätten Erfolg haben können mit ihrer Dichtung zum Preis des Höchsten, wenn sie sich in sprachlicher Hinsicht mehr zugetraut hätten. Professor Schwarz jedoch hatte das Stilgefühl dieser Generation mit seiner abgelebten galanten Rhetorik gebildet. Noch dazu gab man sich noch gelahrter mit seinem Latein, während man achtloser mit seinem Deutsch umsprang als zu den ersten, kämpferischen Zeiten der deutschen Sprachpflege. Schönleben-Calovius, zum Beispiel, übertrug zwei lateinische Oden zum Lob der Buchdruckerkunst, die Schwarz zum dreihundertsten Jubeljahr der Erfindung Gutenbergs verfaßt hatte, ins Deutsche, kam aber nicht auf den Einfall, die antike Reimlosigkeit auch einmal zur Würde unserer Sprache anzuwenden — wie Klopstock, dessen Oden, bei Kennern jedenfalls, anhaltend beliebt sind. Wenig fehlte, um 1750, was den Orden zu einer verdienstlichen und anerkannten Dichtergruppe machen konnte, aber dieses wenige bewirkte eine Welt von Unterschieden.

1772 gibt Cramer-Irenander überraschenderweise im Titel eines Trauergedichtes an, den Löhner-Leucorinus «beklagte die deutsche Gesellschaft in Nürnberg», nicht etwa der Blumenorden! Während die regelmäßige Ordenstätigkeit zwischen Lilidor II. und Dietelmair-Irenäus I. neun Jahre lang ruhte oder noch mehr im stillen vor sich ging als sonst, muß es also Bestrebungen gegeben haben, im Programm Anschluß an die auswärtigen «Deutschen Gesellschaften» zu finden. Das Grimm'sche Wörterbuch liefert frühe Belege für diese Alternativbezeichnung, nicht ohne auch die Pegnesen einzuschließen: «e) gelehrte, wissenschaftliche vereinigung: so wäre dies meine unvorgreifliche meinung, es sollten einige wohlmeinende personen zusammentreten und unter höherem schutz eine 'deutschgesinnte gesellschaft stiften. LEIBNIZ im weim. jahrb. 3, 109, aber die Berliner akademie wurde 1700 gegründet als eine teutschgesinnte societät der scienzien (hist. de l'acad., Berl. 1750 p. 187); die königl. sächs. gesellschaft der wissenschaften; naturwissenschaftliche, philosophische, medicinische gesellschaft u. s. w.; verein zur pflege der deutschen sprache, der erste war die fruchtbringende gesellschaft oder der palmenorden, nach ähnlichen italienischen gesellschaften im jahre 1617 von den zwei fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen, vater und sohn, den drei herzögen Johann Ernst, Friedrich und Wilhelm von Weimar u. a. gegründet, s. GÖDEKE grundrisz 2 3, 5 fg.; der pegnesische blumenorden oder die gesellschaft der schäfer an der Pegnitz,...». Beinahe hätte so auch der Name des Blumenordens ohne große Ankündigung sein Ende in einer Standardbezeichnung für eine weitere der damals beliebten Redner- oder Lesegesellschaften gefunden. Eine Anlehnung des Blumenordens an eine damals in Altdorf bestehende „deutsche Gesellschaft“ wird überdies durch zwei Hinweise wahrscheinlich gemacht: Über Konrad Meierlein, zuletzt Pfarrer von Kraftshof, sowie den Pfarrer Erhard Christoph Bezzel heißt es in den betreffenden Nachrufen, sie seien außer in den Blumenorden auch in die von Will gegründete Gesellschaft dieses Namens aufgenommen worden.

Es gab in Altdorf aber noch eine zweite Gesellschaft ähnlichen Namens («Deutsche Privatgesellschaft»), die einige Studenten gegründet hatten, und von dieser ging schließlich die längst notwendige Erneuerung des Ordens aus. Bevor das allerdings geschehen konnte, hatten alle drei Gesellschaften eine Weile nebeneinander her bestanden. Aus den im Archiv überlieferten Jugendwerken dieser letzten Blüte der Altdorfer studierenden Jugend, kurz bevor die Universität aufgelöst wurde, läßt sich ersehen, daß sie sich neben den literarisch Ansprechbaren der anderen Gegenden Deutschlands durchaus sehen lassen konnten, wenn sie auch nicht den Rang der Neuerer erreichen, in deren geistigen Spuren sie wandeln. Es stellt diesen nachmaligen Mitgliedern des Pegnesischen Blumenordens ein gutes Zeugnis aus, wie sie mit Schwung und Fleiß daran arbeiteten, den Anschluß an die literarische und geistesgeschichtliche Entwicklung nicht zu verpassen. Sie haben Anteil an derjenigen Traditionslinie, die als Subkultur unmittelbar aus Rokoko und Empfindsamkeit über Sturm- und Drang-Jahre in den vorklassischen

Klassizismus führt, fast ohne Übergang zum Biedermeier, vielleicht sogar zum Frührealismus, ohne an der Weimarer Klassik der beiden Größten viel Anteil zu nehmen. Ob man diese in Nürnberg, wenn man den Unterschied zu Leuten wie Wieland überhaupt wahrnahm, begriff und schätzte, müßten Einzeluntersuchungen klären.

Die Aufnahme dieser Studentengruppe in den Blumenorden war von einigen un schönen Auseinandersetzungen mit der ziemlich untätigen Ordensleitung unter Pfarrer Hartlieb-Sclerophilus begleitet. Doch ganz so schroff, wie es die neuen Vordenker nach deren Kapitulation im Jahre 1786 erwartet hatten, war der Bruch mit der Vergangenheit unter dem neugewählten Präses Panzer nicht. Er war immerhin eines der ältesten Mitglieder. Theophobus – «der Gottesfürchtige», oder sollte man nach Gellerts Vorbild «Fürchtegott» übersetzen? – wollte die arkadischen Namen nicht abschaffen. Er muß noch um den christlichen Hintergrund der Pegnitzschäferei gewußt haben, in einer Zeit, da republikanische Franzosen die Schäfereien der Marie Antoinette unsäglich albern und provozierend fanden.

In einer anderen Hinsicht jedoch hielt es Panzer nicht mit gutem altem Herkommen: Er dachte offenbar wenig von Frauen im Orden, oder mindestens von den einsamgedrückten Frauengestalten (Witwen und älteren Fräulein), die dem Orden zu dieser Zeit noch angehörten.

Am 1. November 1791 mußte besprochen werden, wie sich der Orden gegen eine abträgliche Darstellung in der Berliner «Deutschen Bibliothek» zur Wehr setzen sollte. Ein Widerhall davon war auch in der «Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung» in einem der neuesten Stücke zu lesen gewesen. Von daher wehte der Wind, der Schiller ohne nähere Kenntnis zu seinem berüchtigten Verdikt über den Orden veranlaßte. Vermutlich waren es politische Gründe, die den Journalismus jener Tage veranlaßten, Nürnberg zum Gegenbild all dessen hinabzustilisieren, was man für fortschrittlich hielt. (Statt des Josephinismus seiner führenden Mitglieder erwarteten «progressive» Intellektuelle anscheinend, daß man zum Jakobinismus tendiere.) Die Pegnesen rückten dem «Journal von und für Franken» eine in ihren Augen zweckmäßige Abhandlung ein, desgleichen dem «Intelligenzblatt» Nürnbergs. Schiller hat's nicht wahrgenommen, und Nürnbergs Ehrenrettung erfolgte später aus einer romantischen Gesinnung, die dem Wesen des damaligen Blumenordens auch nicht entsprach, durch Wackenroder und E.T.A. Hoffmann.

Ein Leitgedanke, den schon Christoph Fürer gehegt hatte, wurde wieder entdeckt: «Da diese ... Sitzungen vorzüglich dazu bestimmt sind, sich den Absichten des Ordens immer mehr zu nähern, so haben die Mitglieder unter sich festgesetzt, daß dabey wechselseitig gelehrte Abhandlungen vor und abgelesen werden sollen, die entweder in die schönen Wissenschaften überhaupt einschlagen, oder die deutsche Sprache und Dichtkunst zum Gegenstand haben, ohne jedoch die vaterländische Geschichte auszuschließen [8, Schuber LXXXVI, Sitzungsbericht vom 12. 8. 1793]». Die Vortragsmanuskripte erhält anschließend der Schriftführer für das Archiv, ebenso wie die Nachrufe, die nun statt der vorher üblichen Trauergedichte für jedes Mitglied von seinen Freunden verfaßt und meist auch durch den Druck öffentlich bekanntgemacht werden. Eine neue Sicht der Dinge bereitet sich durch Sammeln von Tatsachen vor, auch wenn die Gesichtspunkte des Sammelns noch herkömmlicher Art sind. Was sich der Blumenorden am Ende des 18. Jahrhunderts zum Ziel setzt, ist zunächst noch zu verstehen aus der Anteilnahme an allem Menschlichen: Man wünscht über das Subjekt der Aufklärung, den mündig werdenden Bürger, noch mehr zu erfahren. In Adalbert Stifters frühem Roman „Die Narrenburg“ wird diese introspektive Neugierde eine Generation später dem Zweifel, ja der Lächerlichkeit preisgegeben: Es ist gar nicht so weit her mit dem Individuum, und es sollte sich lieber nach außen richten. Das könnte man als den Beginn des Realismus in der Dichtung bezeichnen. Die Pegnesen gehören zu jenen, die im Zeitalter

des Bildungsromans unwillentlich diesen Umschwung vorbereiten, indem sie über den durchschnittlich gebildeten Menschen das Charakteristische aufschreiben lassen.

Was man damals auch einen «Biedermann» nannte – ganz ohne Betulichkeit oder Ironie –, war einer, der sich dem öffentlichen Wohl in seiner Eigenschaft als Privatperson verpflichtet glaubte und danach handelte. Man zog sich nicht auf den Standpunkt zurück: «Ich zahle genug Steuern, der Staat wird's schon machen», wenn man Patriot war; man gründete und erhielt durch Stiftungen und Mitarbeit private Anstalten oder Institutionen, die gleichwohl der Öffentlichkeit dienten, obwohl sie sich für die Stifter nicht unmittelbar auszahlten. Rührige Bürger dieser Art fanden sich auch im Pegnesenorden. Doch der genügte ihnen nicht in ihrer Eigenschaft als Biedermänner: Ein weiterer, gemeinnütziger Verein nahm manche von ihnen auf – die meisten davon gehörten sogar zu seinen Gründungsmitgliedern –, und dieser war die 1792 ins Leben gerufene «Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Industrie».

Zu dem noch nicht hinlänglich erklärten Begriff «Privatgesellschaft», der zuerst im Namen der Altdorfer Studentenvereinigung aufgefallen war, gab Panzer in seiner Rathaus-Festrede zum Jubiläum von 1794 die abrundende Auskunft. Die Anrede an die Versammelten ist im Sinne des alten ständischen Systems öffentlich genug: «Hochpreislicher Herr Kirchenpfleger, Hochansehnliche Herren Scholarchen, Hochverehrliche Herren Gesellschafter». Doch beeilte er sich, der vernachlässigten Kulturpolitik der abgesackten alten Reichsstadt die Initiative gegenüberzustellen, die der Blumenorden, trotz aller Beschränkungen, immerhin in neuere Zeiten herübergerettet hatte: «Es ist blos eine Privatgesellschaft ..., die das, was sie werden wollte, und was sie wurde, immer aus sich selbst nehmen musste – eine Gesellschaft, die ihrer Art und Einrichtung nach, dasjenige weder leisten wollte, noch konnte, was andere Academien und ausgebreitetere Gesellschaften, denen ein ungleich größerer Wirkungskreis angewiesen werden musste, und denen es daher nie an der thätigsten Unterstützung, nie an den ehrenvollsten, ihre, notwendigerweise größere Anstrengung, belohnenden Ermunterungen fehlen konnte, zu leisten imstande waren [4, 5]». Das war der Vergleich nach außen. Zum Geist einer privaten Sprach- und Dichtungsgesellschaft fiel aber Panzer folgendes ein: «Wer wollte ferner mit den Musen einen vertrauten Umgang zu pflegen wünschen, wenn dieses blos zum Zeitvertreib und zur Ausfüllung müßiger Stunden geschehen sollte, wenn man von ihnen nicht auch die einzige große Kunst – der Welt nützlich zu seyn – lernen könnte? [4, 7]». Dies ist nun allerdings platter Rationalismus, graudämmriges achtzehntes Jahrhundert; hier scheidet sich der Geist des Blumenordens vom Geist der Klassiker, namentlich Goethes. Von der Autonomie des Kunstwerks, vom Menschen, der, fern von dem Nützlichkeitszwang des Alltags, als Spielender zu höherem Menschsein findet, also von ästhetischer Erziehung nach Schillers etwa gleichzeitigem Entwurf, ist hier noch nicht die Rede. Die Pegnesen jener Jahre dichteten auf jener mittleren Höhe, deren Klima zu einer Pflanzschule des guten Geschmacks geeignet ist, und sie erfüllten in ihrer Stadt ihre kulturelle Aufgabe als Vermittler des Verständnisses für Dichtung an die breitere Öffentlichkeit. Es kann keine Genies geben über einer Wüste von Unbildung. Es ist aber nicht etwa so, daß erst nach den Umwälzungen von 1786 im Orden zeitgemäß zu dichten begonnen worden wäre, oder daß nur die „patriotischen“ Autoren, oder diese vor allem, jenen rettenden Umsturz herbeigeführt hätten. Das eine bedingte auf vielfältige Weise das andere, und eine bloße Widerspiegelung des «Unterbaus» im «Überbau» oder, anders gewendet, ein Triumph der Kunst über das Leben kann nach der erkennbaren Lage der Dinge nicht behauptet werden. Wohl aber bestand der Blumenorden mit gutem Recht weiter.

Bibliographische Quellen

1. **Herdegen, Johann.** Historische Nachricht von deß löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang biß auf das durch Göttl. Güte erreichte Hunderste[!] Jahr/[...] Amaranthes [Johann Herdegen], Nürnberg, bey Christoph Riegel, Buch- und Kunsthändler unter der Vesten, 1744.
2. **Jürgensen, Renate.** Utile cum dulci – Die Blütezeit des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg 1644 bis 1744. – Harrassowitz-Verlag Wiesbaden, 1994
3. **Omeis, Magnus Daniel.** Gründliche Anleitung Zur Teutschen accuraten Reim- und Dicht-Kunst [...], 2. Auflage, Stadtbibliothek Nürnberg unter Signatur Amb. 2199, I. Teil].
4. **Panzer, Georg Wolfgang.** Erneueretes Gedächtniß des vor hundert und funfzig Jahren gestifteten Pegnesischen Blumenordens in einer feyerlichen Versammlung der gegenwärtigen Ordensmitglieder am 15. Julius 1794 gehaltenen Rede von dem Vorsteher des Ordens Georg Wolfgang Panzer, Schaffer an der Hauptkirche zu St. Sebald in Nürnberg. Nürnberg, gedruckt mit Stiebner'schen Schriften, 1794.
5. **Pegnesenarchiv**, CVI 3 a).
6. **Pegnesenarchiv**, CVI 3 c).
7. **Pegnesenarchiv**, CVI 3 g).
8. **Pegnesenarchiv**, CVIII, Faszikel 10, 108 k.
9. **Pegnesenarchiv**, Schubert LXXXVI, Sitzungsbericht vom 12. 8. 1793.

Надійшла до редколегії 25.02.08

УДК 811.161.3'373

Ю. М. Лук'янюк

Беларускі дзяржаўны ўніверсітэт

СЕМАНТЫЧНЫЯ ЗМЭНЫ АГУЛЬНАЛІТАРАТУРНАЙ ЛЕКСІКІ ЯК СПАСАБ УТВАРЭННЯ ТЭРМІНАЎ БЕЛАРУСКАЙ МОВЫ

Розглядаецца явище тэрмінологізацыі загальновжываных слоў у білоруськай мове; на аснове аналізу дэфініцый і структуры філосафскіх тэрмінаў встановлюецца прадуктыўнасць семантычнага спосабу тэрмінатворення.

Рассматривается явление терминологизации общеупотребительных слов в белорусском языке; на основе анализа дефиниций и структуры философских терминов определяется продуктивность семантического способа словообразования.

The phenomenon of terminologisation of current words is examined in the Byelorussian language; on the basis of analysis of definition and structure of philosophical terms the productivity of semantic method of term formation is set.

У мовазнаўстве існуюць два падыходы да вырашэння пытання аб суадносінах тэрміналогіі і агульналітаратурнай мовы. Сутнасць першага заключаецца ў выяўленні тэрміналогіі за межы лексічнай сістэмы літаратурнай мовы. Прыхільнікі такога падыходу тэрмін як адзінку мовы навуцы супрацьпастаўляюць слову як адзінцы агульналітаратурнай мовы, падкрэсліваючы адрозненні паміж тэрміналогіяй і агульналітаратурнай лексікай. Аднак у такім выпадку атрымліваецца, што магчыма самастойнае ўзнікненне і развіццё тэрміналогіі незалежна ад стану лексічнай сістэмы мовы.